

Kraßdurst verboten.

48]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

„Nimm die Gelegenheit wahr, wackerer Kerl. Daß sehen, was Du kannst. Stoße nur fest zu.“

Gallardo wandte den Kopf ein wenig zur Seite, um Plunitas zu grüßen, der fortfuhr, sein lächelndes Vollmondgesicht auf seine Hände und die Sacke zu stützen.

„Euch zu Ehren, Freund! . . .“

Er trat mit dem Degen in der Hand vor das Tier, um zum Stoß auszuholen, aber in demselben Augenblick war es ihm, als ab der Erdboden erzitterte und ihn weitab schleuderte, der Zirkus zusammenstürzte und ein wildbrüllender Windstoß einherbrause. Sein Körper erbehte urplötzlich von Kopf bis zu Füßen, als wollte er zerplatzen, sein Kopf brummte zum Berspringen, tödliche Angst schnürte ihm die Kehle zu . . . und im verschwommenen Gefühl des Nichtseins stürzte er hinab in eine düstere endlose See.

In demselben Augenblick, wo er sich zum Stoß anschickte, hatte der hinter ihm liegende tote Pferdekörper den Stier angezogen, und dieser war unerwartet auf den Matador losgestürzt, mit elementarer Gewalt, und hatte ihn zu Boden geworfen und mit Füßen getreten. Er hatte ihn nicht mit den Hörnern erfaßt, aber der Anprall war furchtbar, niederschmetternd; die ganze gewaltige Breitseite der Bestie traf den Mann wie ein herabstürzender Felsblock.

Der Stier, der nur das Pferd im Auge hatte, fühlte zwischen seinen Läufen ein Hindernis und ließ nun den toten Körper unbeachtet. Er machte eine Wendung, um den unbeweglich im Sande liegenden glänzenden Gegenstand von neuem anzugreifen, hob ihn auf sein Horn, warf ihn nach kurzem Schütteln einige Schritte weiter ab und schickte sich an, zum drittenmal auf ihn loszugehen.

Die Menge der Zuschauer war durch die Schnelligkeit des ganzen Vorganges wie betäubt und schwieg mit verhaltenem Atem. Der Stier mußte ihn töten! Er war vielleicht schon tot! . . . Plötzlich brach ein gellender Schrei des ganzen Publikums das angstvolle Schweigen. Ein Mantel wurde zwischen dem wütenden Tier und seinem Opfer entfaltet, ein fast seinen Nacken streifendes Tuch von zwei kräftigen Armen vorgehalten, das den Blick der Bestie gänzlich verschleierte.

Es war der Nacional, der, von Verzweiflung getrieben und allein bestrebt, seinen Maestro zu retten, selbst auf Kosten des eigenen Lebens, sich an den Stier herangemacht hatte. Gereizt durch dieses neue Hindernis, warf sich die Bestie ihm entgegen und kehrte dem am Boden liegenden Mann den Rücken. Der Banderillero lief rückwärts vor den Hörnern, den Mantel hin und her schwingend, und wußte nicht, wie er sich aus dieser gefährlichen Lage befreien sollte; er sah jedoch mit Genugtuung, daß er den Stier immer mehr vom verwundeten Matador ablenkte.

Das Publikum wurde von diesem neuen Zwischenfall ergriffen und hatte den Matador fast vergessen. Der Nacional war ebenfalls im Begriff, erfaßt zu werden; er konnte den Hörnern nicht entweichen . . . die Männer schrien, als ob sie dadurch dem Bedrängten beistehen könnten, die Frauen jammerten angstgefüllt und wandten mit vorgehaltenen, zitternden Händen ihre Blicke ab, als der Banderillero, einen Augenblick benützend, in welchem die Bestie den Kopf senkte, um ihn aufzuspießen, den Hörnern auswich und einen Seitensprung machte, während das Tier blindlings vorwärts stürzte, den zerfetzten Mantel auf den Hörnern.

Die Aufregung machte sich durch einen betäubenden Beifallssturm Luft. Die launische, durch das gefährvolle Spiel hingerissene Menge jauchzte dem Nacional zu. Es war einer der schönsten Augenblicke seines Lebens. Das Publikum, damit beschäftigt, ihm Beifall zu spenden, achtete kaum noch auf den regungslosen Körper Gallardos, der von Stiersechtern und Bedienten aus der Arena hinausgetragen wurde.

An dem Abend sprach die ganze Stadt nur von dem Unglücksfall Gallardos, dem schrecklichsten, den er je erlitten. In vielen Städten des Landes erschienen Extraausgaben der

Zeitungen, die spaltenlange Berichte über die Angelegenheit brachten. Der Telegraph hörte nicht auf zu arbeiten, als ob eine wichtige politische Persönlichkeit das Opfer eines Attentats geworden wäre.

Durch die Stierpesstraße schwirrten niederschlagende Gerüchte, die der zur Uebertreibung neigende südliche Charakter der Leute noch weiter aufbaufchte. Der unglückliche Gallardo sei gestorben. Der diese Trauerkunde gebracht, hätte ihn in einem Bette im Krankenhaus des Zirkus gesehen, bleich wie Wachs und mit einem Kreuzifix in den Händen. Ein anderer erschien mit weniger bestimmten Aussagen. Er sei noch am Leben und habe einige Worte gestammelt, werde aber von einem Augenblick zum andern den Geist aufgeben.

„Alles hat sich von ihm losgelöst, das Herz, die Nieren, alles! Das Tier hat den Aermsten wie eine Schießscheibe durchlöchert.“

Die Zugänge zum Zirkus waren von Wachtposten besetzt worden, um zu verhindern, daß die Menge in ihrem Drang nach Nachrichten das Krankenhaus stürme. Vor dem Gebäude stauten sich die Menschenmassen, die die Ein- und Ausgehenden nach dem Befinden des Matadors ausfragten.

Der Nacional, der noch sein Kampfstium trug, erschien einige Male an der Tür in furchtbarer Laune und zusammengezogenen Augenbrauen, weil die nötigen Anordnungen zur Ueberführung des Maestros nach seiner Wohnung nicht getroffen waren.

Als ihn die Leute sahen, vergaßen sie den Verwundeten und beglückwünschten ihn.

„Herr Sebastian, Ihr habt Euch brav benommen. Wäret Ihr nicht dagewesen! . . .“

Er aber wich diesen Glückwünschen aus. Was konnte ihm daran liegen, wo der arme Juan im Krankenzimmer zwischen Leben und Tod schwebte?

„Und wie geht es ihm, Herr Sebastian?“ fragten die Leute, auf den Gegenstand ihrer Neugierde zurückkommend.

„Sehr schlecht. Jetzt ist er wieder zum Bewußtsein gekommen. Ein Bein ist ihm verstümmelt, unter dem Arm ist eine tiefe Hornwunde, und was weiß ich alles! . . . Der Arme sieht aus wie mein Namenspatron . . . Wir wollen ihn nach Hause bringen.“

Als es vollständig dunkel geworden war, brachte man Gallardo auf einer Tragbahre aus dem Zirkus heraus. Die Menge ging schweigend hinter ihm drein. Der Weg war lang. Der Nacional, der den Mantel auf dem Arm trug, und dessen gleißendes Stiersechternband von den gewöhnlichen Kleidern der Menge abstach, neigte sich alle Augenblicke über die Wachtstuhbede des Tragbettes und befahl den Trägern, anzuhalten.

Die Zirkusärzte folgten hinterdrein und mit ihnen der Marquis de Moraima und Don José der Verwalter, der nahe daran schien, einigen Genossen aus den „Fünfundvierzig“ ohnmächtig in die Arme zu fallen. Die gemeinsame Aufregung hatte sie alle, elegante und in Lumpen Bekleidete, einander nahe gebracht. Es herrschte allgemeine Bestürzung, tiefe Trauer, als wäre ein nationales Unglück geschehen, das die Klassenunterschiede aufhebt, weil es alle Bürger zugleich trifft.

„Welch ein Unglück, Herr Marquis!“ sagte zu letzterem ein blonder, dickwanger Bauer, der die Sacke über einer Schulter trug.

Zweimal hatte er einen der Träger rauh beiseite gestoßen, da er bei der Ueberführung mithelfen wollte. Der Marquis beobachtete ihn mit Wohlgefallen. Er mußte einer seiner Leute vom Felde sein, die gewohnt waren, ihn auf den Wegen zu grüßen.

„Jawohl, mein Freund, ein großes Unglück.“

„Und glauben Sie, Herr Marquis, daß er wieder aufkommt?“

„Man befürchtet das Gegenteil, wenn ihn nicht ein Wunder errettet. Er ist gänzlich verstümmelt.“

Und indem der Marquis seine Rechte auf die Schulter des Unbekannten legte, schien er ihm für die Trauer, die sich in dessen Gesicht widerspiegelte, seinen Dank abzustatten zu wollen.

Die Ankunft in Gallardos Wohnung war höchst peinlich. Im Patio drinnen ertönten Rufe der Verzweiflung. Auf der Straße standen klagend und sich das Haar ausraufend andere

Frauen, Nachbarinnen und Freundinnen der Familie, die Juanito schon tot glaubten.

Botage mußte mit einigen anderen Gefährten seinen Reib an der Eingangstür aufpflanzen und Stöße und Schläge austheilen, damit die Menge nicht im Gefolge der Tragbahre das Haus im Sturm nahm. Die Strafe war gänzlich angefüllt von einer wogenden Menschenmenge, die den Unglücksfall besprach. Alle blickten nach dem Hause und brannten vor Begier, etwas durch die Mauern hindurch zu erfahren.

Die Tragbahre wurde in ein an den Ratio anschließendes Zimmer gebracht, und mit der größten Sorgfalt legte man den Verwundeten zu Bette. Er war in Kleiderseken und blutige, stark nach Desinfektion riechende Verbände eingehüllt. Von seinem Kampfskostüm trug er nur noch einen rosa-farbigem Strumpf. Das Unterzeug war an einigen Stellen zerrissen, an anderen mit der Scheere aufgeschnitten.

Der Kopf hing aufgelöst und verwirrt um seinen Hals, das Antlitz war bleich wie eine Hostie. Er schlug die Augen auf, als er eine Hand in der seinigen fühlte und lächelte matt beim Anblick Carmens, einer Carmen, so weiß wie er, mit trockenen Augen, farblosen Lippen und einem Ausdruck des Entsetzens, als wäre dies sein letzter Augenblick.

Die ernsthaften, mit dem Stierfechter befreundeten Herren traten schonend dazwischen. Es konnte nicht so weiter gehen. Carmen sollte sich zurückziehen. Man hatte dem Verwundeten bloß einen Notverband angelegt, und es blieb den Ärzten noch viel zu tun übrig.

Carmen verließ am Ende, von den Freunden des Hauses sanft gedrängt, das Zimmer. Der Verwundete machte mit den Augen dem Nacional ein Zeichen, der sich über ihn beugte und alle Anstrengungen machte, sein leises Wispern zu verstehen.

„Juan wünscht“, murmelte er, auf den Ratio hinausgehend, „man möge sofort an Doktor Ruiz telegraphieren.“
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck der Boten.)

Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Sjöborg. — Verechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Gøldt.

1.

Die Hallumer Höhen zeichnen sich am Horizont in so wunderbar schönen und schlichten Linien ab, als habe Gottes Finger diese Linien am Morgen aller Morgen selbst gezogen. Vor Kraft strotzend, wie der Rücken eines Riesentieres, dessen Füße tief in der Erde wurzeln, liegen sie da.

Deshalb zieht diese Höhenlinie auch allemal den Blick auf sich, sei es, daß man den Weg benutzt, der dicht dabei vorbei führt, oder daß man sie nur in der Ferne, sich leicht und zart von den Wolken abhebend, schimmern sieht.

Bei trübem Wetter stehen die Hügel schwermütig da, als grübelten sie über ihre eigenen Schatten. Der Weg hastet verstoßen an ihnen vorbei dem offenen, sonnigen, flachen Lande zu.

Bei milder Beleuchtung jedoch fesseln diese weiten heidebewachsenen Erdhügel durch ihren Liebreiz; namentlich bei sinkender Sonne liegt es wie ein ewiger Friede auf diesen unberührten Höhen.

Nur hier und da sieht man einen Fußsteig oder einen Hohlweg. Die wenigen Menschen, die hier wohnen, sind kleine Leute, die ein hüßliches Fleckchen Erde gefunden haben, wo sie untergetrocknet sind. Und diese Leute gehen hin und her auf den Fußsteigen mit den schweren Schritten der Armen; still und schweigsam bewegen sie sich in der großen Einsamkeit.

Eines Tages, es ist der erste November, kommt ein junges Mädchen durch die Tallenkung gegangen, die das Langelal heißt; gerade jetzt kommt sie hinter einem vorspringenden Hügelknoten zum Vorschein.

Diese hier geht nicht stille; man könnte weit eher sagen, daß sie über den weichen, halbbelken Grassboden dahintanzt.

Sie mag ungefähr achtzehn Jahre zählen.

Es ist Sara, die Tochter des Weidenhäuslers: — es war nicht leicht gewesen, Namen für all die vielen Kinder zu finden.

Sie ist die Tochter eines arbeitsgewohnten, weitherbaren Geschlechts. Hier auf den Sandhügeln ist sie groß geworden. Hier oben gehört sie hin. Sie ist eines der armen Mädel hier draußen von den Höhen, die von Klein auf sich ihr Brot bei Fremden verdienen müssen.

Nüßlich ist sie nicht mit ihrem rötlichen Haar und den hervorspringenden Wadenknochen. Doch ihre zarte Haut, ihre blenbend weißen Zähne und ihre glänzenden blauen Augen leuchten einem förmlich entgegen. Ueber ihrer Person liegt ein Schimmer von Unschuld und Gesundheit, und ihre Augen und ihr Mund lassen ahnen, daß sie heimlich im Herzen etwas Teures, Selbes trägt.

Sie schreitet über den Erdboden hin als würde sie von irgendetwas in ihrem Innern sanft gehoben. Ihre Hüften sind voll Leben, und eine kitzelnde Unruhe ist in ihren Schultern.

Jetzt geht sie erst nach Hause zu den Eltern und den Geschwistern, und dann soll sie ihre neue Stellung antreten im Wiesenhof unten am Fjord. . . . Es war Anders, der Sohn, der sie gedungen hatte. Sie hatten auf ein paar Sommerfesten viel miteinander getanzt, — wie der zu führen verstand. . . .

Sie lächelt und kann gar nicht ordentlich und vernünftig auf ihren Weinen gehen; sie muß dann und wann 'mal einen kleinen Sprung machen.

Es ist auch niemand da, der sie sieht; sie kann sich daher gehoben wie sie will. Und dann macht sie noch einen kleinen Sprung.

Sie betrachtet ihre netten Knöpfstübe; sie sind funfelnagelneu. Sie hebt den Rocksaum etwas, um zu sehen, wie sich ihre Füße darin ausnehmen.

Sara war noch nie in ihrem Leben so fein wie heute: braunes wollenes Kleid, schwarze ansäselnde Tuchjacke und Mütze, Kragen und Muff aus Pelzwerk. — Diese Pelzgarntur war es, die so viel gekostet hatte, daß der ganze Lohn draufgegangen war. Damit würden sie zu Hause nicht einverstanden sein.

Sara seufzt bei dem Gedanken daran. Gleich darauf jedoch spitzt sie den Mund und stötet ein paar Töne.

Jetzt hat sie ein fließendes Wasser erreicht.

Sie ist der Tallenkung gefolgt, die sich — gleich einem launenhaften Fjord — zwischen den Höhen aus- und einbuchtet. Jetzt ist sie an der Stelle angelangt, die sie so gut kennt und wo in alten Zeiten die Leute tief hineinsanken in den Morast. Es ist ein Fleckchen Erde mit schilfbewachsenen Sümpfen und mehreren dunken Wasserlöchern. Alles steht hier und wächst von selber, ohne daß je eines Menschen Hand daran rührt. Schilf und Gras schießt im Wasser in die Höhe, versaut und wird zu Moorboden. Das von den Höhen herabrieselnde Wasser sicker durch diesen sumpfigen Boden und rinnt später weiter: ein kleiner, klarer Bach.

Hier muß sie hinüber! Sie bleibt stehen. Sie horcht auf das Wasser, welches plätschert und rieselt und rinnt, alles so deutlich hörbar in der tiefen, sie umgebenden Stille. Ein Weilschen hält sie inne; sie scheint auf etwas zu lauschen, das in ihrer eigenen Brust quillt und rieselt und rinnt.

Wie aus einem Traum erwachend, blickt sie auf, seufzt leicht — springt dann über die beiden nassen Felssteine, durch die der Bach sich hindurchpreßt, und läuft, einmal im Zuge, gleich noch ein Stückchen weiter.

Ihre Hand gleitet an dem Pelzkragen nieder und streichelt den Muff. Sie führt den weichen Pelz schmeichelnd an die Wacke und begräbt die Nase darin.

Plötzlich lacht sie laut auf. Um sich etwas Luft zu machen in ihrer Ausgelassenheit, ist sie nahe daran, laut zu rufen. Aber sie bekennt sich; sie gibt es plötzlich auf, als fürchte sie, daß dort drinnen in den Bergen etwas wach werden könne.

Jetzt schrägt sie hinauf nach dem Schulfsteig. Sie muß das Kleid schürzen, damit es nicht zu innig mit dem Heidekraut in Berührung kommt, das zu beiden Seiten des tief ausgetretenen Fußsteiges hängt.

Seitwärts liegen die gewaltigen Sandhaufen, von der Zeit her, als der Starpholmann tief unten aus den großen Gruben den Mergel holte. Hier kam Evend Post ums Leben, und hier hatte sich die Hoch-Planne ertränkt. Es waren ihrer wohl noch mehr. Das versteckte Grab, das die Höhen verbargen, hatte es den Leuten angehan.

Flüchtigem Fußes eilt sie daran vorbei.

Eine Schar Krähen zieht gen Osten dem Wäldchen zu, das im Schutze der Berge liegt; die schwarzen Vögel zeichnen sich scharf ab gegen das helle Himmelsgewölbe, dessen Kuppel gleichsam von den höchsten Spitzen ringsum getragen zu werden scheint. Sie beugt sich vornüber und strebt der Spitze zu. Oben angekommen, fällt sie die Brust mit Luft, die sie langsam wieder durch die roten Lippen ausstößt.

Frisk und bläsend steht das achtzehnjährige Kind der Heidehügel hier oben und blickt hinaus in die weite Welt. Die fernern Toruper Berge gen Westen gleichen in ihrer Farbe und Zartheit den Wolken; die schweren Erdmassen scheinen zu schweben; sie sehen nicht mehr irdisch aus, sie wirken märchenhaft. Und im äußersten Osten streckt das Moruper Moor sich sehnsüchtig dem Meere entgegen.

Es gibt keine festen Grenzen. Es blaut unendlich nach allen Seiten hin.

Sie späht. In ihren weitgeöffneten Augen liegt es wie erwachende Sehnsucht, und sie steht da wie ein Vogel, der davonfliegen will.

Es liegt ein heidebewachsener kleiner Hügel in der Nähe. Sie steigt hinauf, um besser sehen zu können. Sie muß so hoch hinauf wie nur möglich.

Vor ihr die Ebene, die bis an den Fjord hinabreicht, ist fruchtbar und dicht mit Häusern bestanden. In den Rübenfeldern wird gearbeitet, und alle Windmühlen drehen sich in dem frischen Winde. Ein paar beladene norwegische Schaluppen treuzen hinauf, und eine Galeasse mit hoch aus dem Wasser ragendem, leerem Schiffsrumpf eilt mit ausgebreiteten Segeln vorwärts, der Fjordmündung zu.

Jenseits des blauen Fjordstreifens stehen die nackten, fähen Lehmabhänge merkwürdig träumend ganz draußen im Wasser.

Die Sonne scheint nicht, und doch ist es ein klarer Tag. Es liegt wie ein heller Lichtstreifen über dem Fjord, über dem Flachland, wo die Rübenfelder in den bunten Farben des Herbstes wellen, über den weißgetünchten Häuserfronten.

Saras Blick heftet sich auf den Wiesenhof. Hoch und schlank erhebt sich ihre Gestalt dort oben auf dem Hügel, straff vor jugendlicher Erwartung, während sie lange, lange den Bauernhof betrachtet, dessen runde gewölbte Türöffnung ihrer wartet.

Ihr Kopf ist ein wenig seitwärts gebeugt, als horche sie auf einen Ton aus weiter Ferne. Und ihre großen, klaren Augen drücken die Lebensverwunderung des jungen Gemütes aus.

Der Wind preßt das Kleid gegen ihren Körper und gegen die Knie und wickelt es in Falten um ihre Beine. Mit hoher Brust und weitgeöffneten Ärmeln trinkt sie die frische Luft in sich hinein, die sausend über die Höhen fährt.

Sie beginnt den Hügel hinabzustiegen, doch wird alsbald ein Laufes daraus, und schneller und schneller geht es die Böschung hinab, daß die Röde nur so fliegen. Schließlich vermag sie gar nicht mehr innezuhalten. Es sieht fast gefährlich aus. Sie muß stolpern. Sie weiß es, denn ihr wird angst, und trotzdem lächelt sie wie in einem süßen Schauer.

Endlich stürzt sie kopfsüber hin und rollt ins Heidekraut. Dort bleibt sie einen Augenblick ganz still liegen. Dann aber ertönt ein helles, überlautes Lachen, wie ein glucksender Strom unten zwischen den Heidekrautbüscheln.

Nur noch wenige Schritte, und gerade vor ihr liegt das Weidenhäuschen auf halber Höhe eines Berges. Bei diesem Anblick wird ihr Blick so ruhig, so voll Frieden und herzlicher Freude. Es ist das Vaterhaus.

Rings um das Häuschen herum wächst kurzes, immergrünes Gras von der Art, wie man es auf Wälden sieht. Hier will das Heidekraut nicht gedeihen. Das Grüne endet nach unten zu in einer Spitze. Dort liegt der Brunnen, der Quell, das heißt ein offenes Wasserloch, draus die Bewohner des Weidenhäuschens ihr Wasser holen, indem sie einfach einen Eimer hineintauchen. Es war einmal dort ein Garten, doch ist er aufgegeben. Die Menschen sind wohl der Mühe überdrüssig geworden. Man sieht dort nur noch ein paar moosbewachsene Stachelbeerbüsche und eine einzelne Weide, die so alt ist, daß niemand sehen kann, ob sie noch lebt oder ob sie eingegangen ist. Sie krümmt sich gen Osten und die Zweige ebenfalls, wie ein verkrüppeltes altes Weib, dessen Haare wild flattern, das aber noch bis zuletzt den Rücken steift.

Das Haus selber sieht zusammengedrückt aus infolge des schweren hohen Strohdaches und der niederen Lehmwände. Unterm Dachfirst kommen ein paar kleine Fenster zum Vorschein; recht kümmerlich und fast wie traurig sehen sie aus.

Es ist nur ein ärmliches Kämmerhäuschen, vom Sturm zerzaust und gebrechlich, und es liegt so geduldig und läßt Wind und Wetter über sich ergehen.

Das Weidenhäuschen ist der Mittelpunkt, von dem aus Fußsteige nach allen Richtungen hin laufen. Die Menschen hier haben sich von jeher ihren Unterhalt von weit her holen müssen. Jakob, der Weidenhäusler, geht getreulich in aller Frühe jeden Morgen und kehrt jeden Abend spät zurück auf diesen Steigen, die er mit seinen eisenbeschlagenen Holzschuhen tiefer und tiefer höhlt. Das tut er nun schon vierzig Jahre lang.

Auf diesen Wegen haben die Eltern ihre Kinder hinausgeführt in die Welt, immer eins nach dem andern, im ganzen zehn an der Zahl. Das erstmal begleitete die Mutter sie so weit, daß sie, zurückblickend, das Vaterhaus nicht mehr sehen konnten. Denn die Mutter weiß aus eigener Erfahrung, welche Macht eine solche Hütte wie das Weidenhäuschen ausübt, wenn ein Kind sie verlassen soll. Waren sie dann die letzte Böschung hinabgeschritten, dann hat sie ihr Kind geküßt und es mit tausend Ermahnungen fortgeschickt. Sie hat genickt und gelächelt, als sei sie vergnügt, während ihr doch die Tränen die Brust zuzuschnüren drohten. Und der kleine Knirps oder das Mädchen haben einen wehmütigen Abschied genommen und sind mit ihrem Bündel auf dem Nacken davongetragen. Endlich ist noch mehrmals gewinkt worden.

Mit der Erinnerung an eine Mutter, die hoch oben steht und mit der Hand zum Abschied winkt, und dem Bild des Vaterhauses da drinnen in den Bergen zieht das Kind fort.

Und jeden Tag in der Fremde denkt es an das Haus mit dem Weidenbaum und dem grünen Fied. Jeden Tag nehmen die Gedanken daran an Innigkeit zu, bis sich schließlich über der heimatischen Hütte ein Glorienschein wölbt, um den alle Schösser der Zeit sie beneiden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

„Jüdischer Geist im modernen Wirtschaftsleben.“

Ueber „jüdischen Geist im modernen Wirtschaftsleben“ hat Professor Sombart diesen Winter einige Vorträge gehalten, die demnächst als Buch erscheinen sollen. Inzwischen läßt Herr Sombart dem größeren Publikum schon in einigen Artikeln der „Neuen Rund-

schau“ einen Vorgeschmack der Genüsse zulommen, die seiner harren. Ohne ein paar gemachte Geistesleistungen und verkehrte Schlusfolgerungen geht es bei Sombart nun einmal nicht ab. Das hindert allerdings nicht, daß man von ihm mancherlei interessante Tatsachen erfährt, die vielen neu sein werden. So macht er im ersten (Februar-) Artikel auf folgende wenig beachteten Dinge aufmerksam: Bis zum 18. Jahrhundert waren die Italiener, Spanier, Portugiesen in der Weltwirtschaft vorherrschend. Dann ging diese Vorherrschaft ziemlich plötzlich auf Holland über, später auf England, Frankreich, Deutschland. Eine ausreichende Erklärung hierfür ist — nach Sombart — bisher nicht gegeben worden. Nun erinnert er daran, daß diese Verschiebung des Schwergewichts der Weltwirtschaft zeitlich zusammenfällt mit der Vertreibung der Juden aus den südlichen Ländern und ihrer Uebersiedelung in die genannten nördlichen. „Es sollte niemals vergessen werden,“ schreibt Sombart, „daß am Tage, ehe Kolumbus aus Palos absegelte, um Amerika zu entdecken (8. August 1492), wie man sagt, 300 000 Juden aus Spanien nach Navarra, Frankreich, Portugal und nach Osten auswanderten; und daß in den Jahren, in denen Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien fand, andere Teile der Pyrenäenhalbinsel ihre Juden vertrieben.“ — Zur gleichen Zeit trat der Niedergang der spanisch-portugiesischen Volkswirtschaft ein.

Ähnliche Dinge berichtet Sombart aus Deutschland. Die Juden wurden vertrieben aus Augsburg 1489, Straßburg 1488, Erfurt 1468, Nürnberg 1498, Regensburg 1619. In den folgenden Jahrzehnten trifft sie daselbe Schicksal in Italien: 1540 Neapel, 1660 Genua und Venedig. „Auch hier fällt wirtschaftlicher Rückgang und Abwanderung der Juden zeitlich zusammen.“ Umgekehrt kamen die Orte und Länder in die Höhe, die die Juden ausnahmen. In Deutschland sind es vor allem Frankfurt a. M. und Hamburg, die zahlreiche Juden während des 16. und 17. Jahrhunderts aufnahmen. Und seltsam: wenn einer mit offenem Blick im 18. Jahrhundert Deutschland bereiste, so fand er alle ehemaligen (Reichs-) Handelsstädte im Verfall: Ulm, Nürnberg, Augsburg, Mainz, Köln, und konnte nur von zwei Reichsstädten sagen, daß sie ihren alten Glanz bewahren und täglich steigerten: Frankfurt a. M. und Hamburg. Desgleichen soll an Frankreich, Holland und England zu beobachten sein, daß mit der Ansiedelung der Juden der wirtschaftliche Aufschwung begann. Sombart bringt eine Reihe Anführungen von Zeitgenossen bei, deren Urteil ebenfalls dahin geht, daß die Anwesenheit der Juden einen wirtschaftlichen Aufschwung des Gemeinwesens bedeute.

Weit interessanter ist der zweite Aufsatz im *Maifest* der genannten Zeitschrift. Hier erzählt Sombart aus der frühkapitalistischen Zeit (16.—18. Jahrhundert) u. a.: Die Geschäftsmoral gebot mit aller Entschiedenheit, ruhig in seinem Laden der Kundschaft zu harren. Auf das strengste verpönt war aller Kundenfang; es galt als „unchristlich“, als unsittlich, seinem Nachbar die Käufer abspenstig zu machen. Ganz folgerichtig waren dann aber auch alle Praktiken im einzelnen verpönt, die darauf hinausliefen, seine Kundschaft zu vergrößern. Noch während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts galt es selbst in London als unsittlich, wenn ein Kaufmann seinen Laden prächtig ausstattete und durch geschmackvolle oder sonstige reizvolle Auslagen Käufer anzulocken trachtete. Zu den unerlaubten Dingen gehörte auf lange Zeit bis tief ins 18. Jahrhundert hinein die *Geschäftsanzeige*. Ums Jahr 1750 läßt sich ein englischer Schriftsteller wie folgt vernehmen: Noch vor wenigen Jahren hätten Geschäftsleute von Ansehen es für gemein und schimpflich erachtet, sich mittels einer öffentlichen Anzeige an das Publikum zu wenden; jetzt sei es anders geworden; jetzt hielten selbst sehr kreditwürdige Personen die Zeitungsannoncen für die einfachste und billigste Methode, dem ganzen Lande zur Kenntnis zu bringen, was sie etwa anzubieten hätten. — *Kürz* durchaus unverklich galt aber noch lange Zeit, als die Geschäftsanzeige schon bestand, die *Geschäftsreklame*, das heißt die Anpreisung, der Hinweis auf besondere Vorzüge, die ein Geschäft etwa vor anderen aufzuweisen sich annahm. Als den höchsten Grad kaufmännischer Unaufrichtigkeit aber betrachtete man die *Ankündigung*, daß man billigere Preise nehme als die Konkurrenz!

Das alles belegt Sombart durch eine Reihe interessanter Dokumente. Er sagt: Jene ganze Zeit stand wirtschaftlich noch in der Anschauung der handwerksmäßigen Produktion, die hauptsächlich auf den Gebrauchswert und nicht auf den Tauschwert abzielte, auf die Befriedigung der Personen, auf die Herstellung guter Ware und nicht auf unablässige Steigerung des Gewinns: Güter werden erzeugt und gehandelt, damit die Konsumenten gut und reichlich ihren Bedarf decken können, aber auch die Produzenten und Händler ihr gutes und reichliches Auskommen finden. Das schrankenlose Streben nach Gewinn galt noch während dieser ganzen Zeit als unsittlich, als „unchristlich“.

So war der Wettbewerb grundsätzlich ausgeschlossen. Wie der Bauer sollte auch der gewerbliche Produzent und der Händler seinen umfriedeten Bezirk haben, innerhalb dessen er zu waltien hatte. Die Kundschaft sollte den einzelnen gesichert bleiben, damit er stets sein Auskommen habe: auf dieses Ziel waren eine Menge wirtschaftspolitische Maßregeln gerichtet. Daher auch die strenge Trennung der Branchen. Wie im Handwerk die Kunst genau vorkam, was der eine und was der andere machen durfte, so galt es auch im Handel für anständig, nur eine Branche zu betreiben und nicht die Nase in mehrere zu stecken.

An diese „christliche“ Anschauungsweise nun sollen sich die Juden

von Anfang an nicht gelehrt haben. Sie konnten es wohl auch nicht. Wo wären sie geblieben, wenn sie gedulbig auf die Kundenschaft hätten warten wollen, die etwa zu ihnen gekommen wäre, oder wenn sie sich auf den Handel in einer Branche hätten beschränken wollen? Die Neigung, sich in alle Branchen zu mischen, hatten die Juden frühzeitig schon deshalb, weil sich in ihren Läden allerhand verfallene Pfänder verschiedenartigster Natur zum Verkauf anhäuferten: Pfänder, die ohne jeden inneren Zusammenhang rein durch den Zufall hier zusammengeführt waren. Diese Trödeläden — das Urbild des modernen Warenhauses nennt sie Sombart — spotteten jeder zunftmäßigen Gliederung und bedeuteten durch ihr bloßes Dasein eine beständige Auflehnung gegen die bestehende Ordnung von Handel und Gewerbe.

Ebenso waren die Juden von jeher darauf angewiesen, sich Kundenschaft zu suchen. Schon im Jahre 1647 lagt eine Petition in Frankfurt a. M. darüber, „daß die Juden die Freiheit hätten, fremden Personen höheren und niederen Standes, sobald sie nach Frankfurt kämen, auf allen Straßen mit allerhand Waren, Tüchern wie die Kamelle und Esel beladen, entgegen zu laufen“. — Später tritt an die Stelle dieses Entgegenlaufens das Aufsuchen der Fremden in den Gasthöfen, der Konsumenten in ihrer Wohnung usw. Diese Fingigkeit im Auffuchen immer neuer Kunden, in der unaufhörlichen Ausdehnung des Umsatzes sieht Sombart als den wichtigsten Grund an, weshalb die Juden billiger verkaufen konnten. Sie sind die Väter des Grundgesetzes: Großer Umsatz, kleiner Nutzen. Auf diese Weise haben — nach Sombart — die Juden unser ganzes Wirtschaftsleben umgewälzt. Denn in all dem, was sie taten (abgesehen natürlich von Betrügereien, die aber bei Christen ebenso gut vorkamen), liegt ja nichts anderes, als was der moderne Geschäftsmann als das Selbstverständliche erachtet. „Was sich hiermit siegreich durchgesetzt hat, sind nichts anderes als die Ideen des Freihandels, der freien Konkurrenz, ist eben die moderne Wirtschaftsgesinnung, bei deren Ausbildung die Juden eine große, wenn nicht die entscheidende Rolle gespielt haben. Denn sie sind es gewesen, die von außen her in einen anders gearteten Ideenzirkel hinein diese Anschauungen trugen.“

Diese Schlußfolgerung ist es, die wir verbrochen nannten. Es ist nicht nötig, bei den Juden eine besonders geartete „Wirtschaftsgesinnung“ vorauszusetzen, die Vorgänge lassen sich auch anders und viel einfacher erklären. Die immer steigende Produktivität der Arbeit, ihrerseits hervorgerufen durch das unaufhörliche Wachstum der Bedürfnisse, brachte immer größere Warenmassen zustande, die verkauft werden mußten. Da reichten die alten, traditionellen Handelsgewohnheiten nicht mehr aus. Es mußten immer neue Wege gefunden werden, um die massenhaften Waren an die Kundenschaft zu bringen. Diese Notwendigkeit ist es, welche die alten Anschauungen und Sitten im Handel zerstört und umgewälzt hat. Daß die Juden dabei hervorragend beteiligt waren, wird nach Sombarts Feststellungen und nach dem, was auch sonst darüber bekannt ist, schon richtig sein. Aber das liegt nicht an einer besonderen jüdischen „Wirtschaftsgesinnung“, sondern es erklärt sich zur Genüge aus den wirtschaftlichen Umwälzungen der Zeit. i. b.

Die älteste Kunde von den Bakterien.

Unter den berühmtesten Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts ist einer, auf den wegen seines Ideenreichtums der Ruhm von Entdeckungen der verschiedensten Art zusammengehäuft wird, darunter auch von solchen Entdeckungen, mit denen er nichts oder wenig zu tun gehabt hat. Dieser Mann ist der Jesuitenpater Athanasius Kircher, der später für sein Jahrhundert fast zu einem Drafel wurde. Seiner Schriften sind viele und fast jede von ihnen behandelt ein anderes Gebiet mit einer erstaunlichen Umfassungskraft. Naturwissenschaft, Physik, Geographie, Ingenieurwesen, Sprachforschung, Altertumskunde sind nur die wesentlichsten der Wissenschaften, in denen dieser Mann sich betätigt hat. Um die Art seiner Forschung und Darstellung zu veranschaulichen, dazu dient am besten sein Prachtwerk über den Turmbau zu Babel, worin er, von der babylonischen Sprachverwirrung ausgehend, die vergleichende Sprachforschung begründet und schließlich sogar zur Aufstellung einer Weltsprache nach Art des heutigen Esperanto gelangt und sich rühmt, daß mehrere Päpste und Monarchen sich dieser Sprache bereits bedient hätten.

Unter den Erfindungen, die Kircher zugeschrieben werden, ist auch die *Laterna magica*, doch ist sein Anteil an ihrer Entdeckung nicht sicher. Noch ein anderer Ruhmestitel wird ihm jetzt geraubt, nämlich die Ehre, als erster das Vorhandensein von unsichtbaren Kleinwesen als Krankheitskeime vermutet zu haben. Er hatte darin einen Vorläufer in dem italienischen Arzt Geronimo Fracastorio, der im Jahre 1484 geboren wurde, in Padua Medizin studierte und dann als Arzt und Dichter ein beschauliches Leben auf einem Landsitz in der Nähe des Garda-Sees führte, wo er im Jahre 1553 starb. Das Werk, das er in lateinischer Sprache „Ueber die Ansteckung und über ansteckende Krankheiten und ihre Heilung“ im Jahre 1546 zu Venedig veröffentlichte, gilt jetzt als das erste, worin auf wissenschaftliche Art die wahre Natur der Ansteckung und

der Uebertragung von Krankheiten dargestellt ist. Er teilt die ansteckenden Krankheiten in drei Gruppen: je nachdem sie durch unmittelbare Berührung oder durch vermittelnde Ansteckungsträger oder endlich über weite Entfernung durch die Luft übertragen werden. Zur letzten Klasse rechnet er die Lungenstichwindstucht, die pestilenzialen Fieber, eine Art der Augenentzündung, die wohl der Windbauthentzündung entspricht, und verschiedene andere. In seiner ganzen Darlegung zeigt sich Fracastorio als ein Denker von ungewöhnlich origineller Kraft, der Einsicht in das Wesen der Krankheit weit über seine Zeit hinaus besessen hat; denn damals glaubte man sonst noch allgemein an die alte Lehre des Hippokrates, wonach eine Krankheit nichts anderes sei als eine Verderbnis der Körpersäfte: der „Humore“.

Das Ahnungsvermögen, daß der alte italienische Arzt mit Bezug auf den wahren Vorgang der Uebertragung von ansteckenden Krankheiten gehabt hat, übersteigt fast den Grad des Glaublichen. Wenn man bedenkt, daß er mehr als ein Jahrhundert vor der Erfindung oder wenigstens vor der ersten erfolgreichen Verengung des Vergrößerungsglases lebte, so vermag man sich kaum vorzustellen, wie er bakteriologische Tatsachen mit seinem geistigen Auge in solcher Schärfe hat sehen können. Er beschreibt die Krankheitskeime als Tierchen, die zu klein seien, um von unseren Sinnen wahrgenommen zu werden, die aber in geeigneten Medien der Fortpflanzung und somit auch der Ansteckung der umgebenden Gewebe fähig seien. Ferner schreibt er ihnen eine zähe, leimartige Natur zu; er sagt mit Bestimmtheit, daß sie für eine gewisse Zeit in der Luft zu leben imstande sein müssen, weil sonst die Uebertragung von Krankheiten auf größere Entfernungen nicht denkbar sei; er sagt mit verblüffender Schärfe die Entdeckungen voraus, die mehr als drei Jahrhunderte später über die Widerstandsfähigkeit dieser Keime gegen Hitze oder Kälte gemacht worden sind. Schließlich stellt er sogar die Theorie auf, daß diese Keime durch die Wirkung der tierischen Wärme ihre krankheitserregenden Gifte entfalten. Danach blieb dem Athanasius Kircher 100 Jahre später nur noch übrig, einige der Visionen von Fracastorio durch Verengung des mittlerweile erfundenen Vergrößerungsglases zu bestätigen.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Nicht gut Kirichen essen. Hier ist nicht gut Kirichen essen oder „mit dem ist nicht gut Kirichen essen“, das sind bekannte Redensarten, über deren Ursprung etwas zu erfahren von Interesse ist. Die Redensart ist uralt: sie stammt bereits aus dem 13. Jahrhundert. Zu Ende dieses Jahrhunderts gehörte das Schloß Kirchslein dem Bischof Witigo I. von Naßen, einem geborenen Grafen von Camenz. Dieser hatte den Markgrafen von Meißen, Friedrich Thuta oder Teute (d. h. der Stammelnde) genannt, aus tödlichem Haß, weil er ihn in einer Fehde besiegt, auf Schloß Kirchslein zur Jagd geladen und hier mit Kirichen, die vergiftet waren und die jener zur Löschung seines Durstes verlangt hatte, aus der Welt geschafft. Im Walle entsand damals jene Redensart, die sich bis heute lebendig erhalten hat.

Das Wort „Gas“ und seine Geschichte. Der belgische Chemiker Johann Baptist van Helmont (1677—1644) hat als Erster die Bezeichnung „Gas“ in die Sprache eingeführt, und die Fachgelehrten sowie die Sprachforscher haben sich lange darüber gestritten, woher er die Bezeichnung genommen hat. In der „Chemikerzeitung“ gibt Max Speter ausführlichen Bericht über die Geschichte dieses Streites und über die Etymologie des Namens „Gas“. Demnach ist die Annahme, Helmont habe „Gas“ durch Umbildung des griechischen Wortes Chaos, eine Annahme, die lange Zeit Geltung hatte, dann aber in Verfall kam, neuerdings wieder aufgenommen worden. Andere hielten nicht Chaos für das ursprüngliche Wort, sondern das Sanskritwort Akasha, womit die Vedeliteratur seit uralten Zeiten den Lichtäther benennt. Ramsay wiederum ist der Ansicht, daß das Wort Gas von Geist abgeleitet sei. Wichtiger als die Etymologie des Wortes Gas ist aber seine Geschichte. Nach Helmonts Tode geriet es merkwürdigerweise in Vergessenheit und wurde erst von Macquer in seinem 1778 erschienenen Dictionnaire de Chymie wieder aufgenommen. Daraus übernahm dann Lavoisier das Wort in sein System (*Traité élémentaire*, 1789). In Deutschland kam die Bezeichnung „Gas“ schon 1783, im Anschluß an die Berichte über die Ballon-auffliegende Montgolfiers zu Paris, in Gebrauch. Es hieß damals noch „der Gas“. Das Wort kam bald allgemein in Anwendung, aber noch der bekannte Wörterbuch-Verfasser J. Chr. Adelung sträubte sich heftig gegen das „barbarische Wort“, das Helmont, ein „Schwärmer und Alchimist der ersten Größe“, aus dem Hebräischen entlehnt, wenn er es nicht vielmehr aus dem Holländischen Geest (Geist) verläumelt habe; er hofft, „daß unsere Naturkundigen ein schädlicheres Wort, welches nicht so sehr das Gepräge der Alchimie an sich hätte, ausfindig machen“. Die Folgezeit hat diesen Wunsch Adelungs nicht in Erfüllung gehen lassen. Trotzdem der Begriff „Gas“ mannigfachen und großen Wandlungen unterworfen war, ist das von van Helmont geprägte Wort bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.